Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 15 (1939)
Heft: 12

Artikel: Er muss nur rechnen
Autor: Bommer, R.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-753388

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Er muß nur rechnen

VON DR. R. BOMMER

Irgendwo in den unendlich weiten Ebenen zwischen der Wolga und dem Schwarzen Meer.

Der Bahnhof war neben das Städtchen hingestellt worden, weit in die Ebene hinein. Wenn ein Zug ankam, so schnaubte er aus wogenden Kornfeldern heran. Wenn ein Zug abging, so rollte er zwischen rauschenden Aehrenwäldern davon.

Täglich fuhr ein Dutzend Züge in den Bahnhof des Städtchens ein. Und ein Dutzend Züge fuhr täglich aus dem Bahnhof des Städtchens aus. Ehedem! Wir aber hatten jetzt drei Wochen auf die Ankunft eines Zuges gewartet. Denn mittlerweile war Krieg und Revolution gewesen.

Nun standen wir an dem Zug, nach dem wir Tag und Nacht ausgeschaut. Drei Wochen lang. Mitten in der Nacht war der Zug angekommen. Wie ein Lauffeuer war die Kunde davon durch das Städtchen hindurch zu uns gelangt.

«Wann fahren wir?» — frug ich den Zugführer.

«Ich weiß nicht», war seine Antwort.

«Wie lange kann denn der Zug nun auf dieser Station liegenbleiben?» frug ich weiter.

«Ich weiß nicht», war die Antwort des Zugführers.

«Werden wir denn auch bis Moskau gelangen?» wünschte ich zu erfahren.

«Ich weiß nicht», lautete die Antwort wieder.

Darauf fand ich, daß es das Beste sei, einzusteigen. Denn hätte ich den Zugführer auch noch gefragt, ob überhaupt noch einmal ein Zug nach dem Städtchen kommen würde, so hätte er bestimmt wieder geantwortet: «Ich weiß nicht». Und das wußte damals auch wirklich niemand.

Unsere Reisegesellschaft bot das gewohnte Bild aller damaligen Reisegesellschaften in Rußland: Lederstiefel, Schaffellmützen, Stoppelbärte und Vollbärte. Und der Geruch von ranzigem Fett war noch das der westlichen Kultur am nächsten verwandte Parfüm in der Sammlung von Wohlgerüchen, die sich unausstreitbar in den Wagen festgesetzt hatten.

Eine einzige Schaffellmütze gab es in unserem Abteil, unter der kein bärtiges Gesicht hervorschaute. Das war ein kleiner Mann, mit lebhaften, schwarzbraunen Augen, die aus einem Gesicht hervorleuchteten, das glatt, hager und kahl war, wie das Antlitz eines Siebzigjährigen.

Noch während ich den kleinen Mann beobachtete, um herauszubringen, wie alt er sein konnte, huschte ein Mädchen in den Wagen herein. Ein schlankes, zierliches, ja zerbrechliches Geschöpf, das in einem alten Soldatenmantel steckte, der notdürftig seiner zarteren Bestimmung angepaßt worden war.

«Du hast wieder Zigaretten mit in die Eisenbahn genommen», redete das sanfte Wesen unvermittelt und mit einem gedämpften Vorwurf unseren kleinen Greis an.

Da ging ein schalkhaftes und im hintersten Winkel gutmütiges Lachen über das ganze Gesicht des Kleinen hin. Nur wurde man nicht recht klug daraus, ob er sich mehr über seine eigene gelungene List freute oder darüber, daß seine Schwester ihm hinter seine Schliche gekommen war.

«Die Mutter läßt dich bitten, du sollst jetzt nicht schon wieder rauchen. Es ist nicht gut für dich. Du weißt, daß es nicht gut für dich ist», redete das zierliche Mädchen, das zwischen achtzehn und zwanzig sein konnte, auf den kleinen Mann ein, während es sich sein Kopftuch besser zurechtband. Dieses Kopftuch war früher eine Gardine gewesen, eine gutbürgerliche Gardine, die das Licht in einem bescheidenen Salon zu dämpfen hatte. Gedämpftes Licht gehörte damals zum guten Ton. Damals — das heißt vor der Revolution.

Der kleine Mann stand da und sagte nichts. Er hatte beide Hände in die Taschen seines Schaffellwamses gesteckt. Es schien, daß jede Hand dort in der Tasche etwas umklammerte, das er nicht wieder hergeben wollte. Dabei hüstelte er vor sich hin. Es war ein kurzes, abgebrochenes, trockenes Hüsteln, ohne Tiefe.

«Gib mir die Zigaretten!» bat — nein, flehte jetzt die Stimme der Schwester. Vielleicht kannst du keine Geschäfte machen. Dann werden wir wieder hungern müssen. Du weißt, wie froh wir dann um die Zigaretten sein werden. Sei lieb zu mir, Sascha! Sei lieb zu uns! Schone dich, du weißt, es tut dir nicht gut. Und du weißt auch, daß wir ohne dich nichts zu leben haben werden. Gib mir die Zigaretten! Ja? Sascha?»

Sascha stand da und schaute zum Wagenfenster hinaus. Er hatte ungeschorene, krause Haare, die beinahe so zottig waren, wie die Wolle des Schaffelles, das er trug. Nur war das Fell des Schaffells einmal weiß gewesen und hatte sich mit der Zeit geschwärzt. Saschas Haare aber mußten ursprünglich blauschwarz gewesen sein. Jetzt aber wiesen sie einen grauweißen Anflug auf, als hätte ihm der Wind Asche ins Haar geweht.

«Sascha!» bettelte die Stimme wieder.

Sascha drehte sich um. Als er die Träne im Auge seiner Schwester erblickte, fuhren seine Hände wie mit einem Ruck in die Tasche. Und ohne ein Wort zu sagen, drückte er seiner Schwester die zwei Zigarettenschachteln in die Hand. Aber ich müßte mich arg getäuscht haben, wenn er in diesem Augenblick nicht selbst eine Träne unter den Wimpern zerdrückte.

Die Schwester strahlte vor Glück, vor Liebe und vor Stolz. Sie umarmte den kleinen Mann, streichelte seine schmalen, gar so schmalen Hände und küßte ihn auf die glatten, fahlen Wangen unter der Schaffellmütze. Da huschte ein Lächeln über das hagere Antlitz des entsagenden Helden, ein Lächeln, von dem schwer zu sagen bleibt, ob es kindlich oder greisenhaft war.

«Jetzt muß ich aber fort!» munterte sich das Mädchen selbst zum Abschiednehmen auf. «Sonst, wenn uns der Schaffner erwischt — Mutter wird sich freuen. Es war sehr, sehr lieb von dir, Sascha! Wir werden an dich denken. Alle Tage. Bis du wieder zurück sein wirst. Also nochmals: Glückliche Reise! Alles Gute! Schone dich!» Und weg war das liebenswürdige Geschöpf.

Und erst jetzt wurde man gewahr, daß um die hübsche Szene etwas von dem gedämpften Licht gezittert hatte, welches hinter jenen einstigen Gardinen der bürgerlichen Wohnstuben das Leben verklärte. Bis die Revolution die bürgerlichen Vorhänge von den Drapierstangen herunterriß und das ganze Leben gewaltsam in ihr grelles Licht zerrte!

In unserem Abteil war es ganz still geworden. Es war, als ob diese Menschen der Revolution in Lederstiefeln, Schaffellmützen, mit den Stoppelbärten und Vollbärten und den respektlosen Redensarten, dem Nachklang einer untergegangenen Welt lauschen wollten, von der sich eine noch nicht gestorbene, kleine Melodie in diesen Zug hinein verirrt hatte.

Unversehens kam eine lebhafte Bewegung in die ganze Gesellschaft. Wahrhaftig: Wir fahren!

Langsam glitt der Zug in die unabsehbare Steppe hinaus, die vordem ein Meer von wogendem Korn gewesen. Die Räder drehten sich unter uns mit äußerster Vorsicht, als fühlten sie, daß jeden Augenblick die Geleise unter ihnen auseinanderfahren oder mitsamt den morschen Holzschwellen weggleiten konnten. Die Menschen aber wußten, daß sie in diesem Zuge nun nicht mehr eine bloße, zusammengewürfelte Zufallsgesellschaft bildeten, sondern eine Schicksalsgemeinschaft — bis zum nächsten Bahnhof.

Der Schaffner trat in den Wagen. Da verschwand unser kleiner Reisegefährte zwischen den Stoppelbärtigen und den Vollbärtigen. Als der Schaffner den Wagen verlassen hatte, tauchte Sascha wieder auf, irgendwo unter einer Bank hervor, wo er sich zwischen Stiefelabsätzen, Holzkoffern und Kartoffelsäcken versteckt gehalten hatte. Jetzt war die Gefahr für ihn vorüber — bis der Schaffner das nächstemal in den Wagen kam. Das konnte morgen früh oder auch erst morgen abend sein. Wir fuhren 25 bis 30 Kilometer in der Stunde. Und bis zur nächsten Station — wenn wir sie überhaupt erreichten — waren es an die dreihundert Kilometer.

Der Fall war klar. Sascha «reiste schwarz».

Ohne Fahrkarte zu fahren war selbstverständlich, solange die Revolution noch im vollen Rollen war. Ja — es gab gar keine Fahrkarten mehr. Man setzte sich auf gut Glück in einen Zug, der gerade bereitstand. Und blieb sitzen, bis der Zug irgendwo nicht mehr weiterfuhr. Und dort blieb man eben liegen. Fahrten ins Blaue waren das nicht. Es waren Fahrten ins Graue. Viele Tausende gelangten schon unterwegs an die Endstation. An jene Endstation, von der es keine Rückfahrt mehr gab.

Auf einmal nahmen die Fahrten ins Ungewisse ein rasches Ende. Denn der Preis für die Fahrkarten wurde wieder gewiß.

Die Fahrkarten kosteten also Geld. Viel Geld für einen kleinen Kaufmann, der dazu auch sonst noch so ein kleiner Mann war wie Sascha. Man kennt Fälle, wo Menschen, die ihr erstes Glas nur gezwungen tranken, nach und nach zu gewohnheitsmäßigen Trinkern wurden. Sascha hatte als kaum schulpflichtiger Junge die Zeit mitgemacht, da es in Rußland keine Fahrkarten mehr gab. Er war sich gewohnt, daß man sich nur in den Zug zu setzen brauchte, um Eisenbahn fahren zu können. Und so hatte er sich zum gewohnheitsmäßigen blinden Passagier entwickelt.

Sascha war anfänglich uns gegenüber scheu und zurückhaltend gewesen. Zu den übrigen Mitfahrern stellte er sich wie zu guten alten Bekannten. In der Tat — alle schienen ihn gut zu kennen. Alle schienen ihn lieb zu haben. Und alle schienen um sein Geheimnis zu wissen und es zu achten.

Also Sascha traute uns von Anfang nicht recht. Wer weiß, mit wem er es zu tun hatte? Zwar waren auch uns Stoppelbärte gewachsen. Wir trugen auch Schaffell und Lederstiefel. Aber das hatte er bald heraus gehabt, daß wir nicht zu den übrigen Schaffellen und Stoppelbärten gehörten.

Die Annäherung ergab sich beim ersten Tee. Sascha besorgte für die ganze Reisegesellschaft die kleinen Handreichungen, um die jeder bequemere Passagier froh ist. So holte Sascha auf den Stationen, an welchen der Zug von ungefähr hielt, das heiße Wasser für den Tee. Er brachte es auch uns. Und da wir Wurst und Brot auspackten und herrlichen weißen Würfelzucker, nahm Sascha unsere Einladung an und machte sich bereit, mit uns den Tee zu trinken. Besonders der blendendweiße Würfelzucker schien es ihm angetan zu haben. Den gab es damals im größten Teil von Rußland nicht. Und dort, wo es ihn gab, vermochte ihn kein Mensch zu kaufen. Besitz aber erweckt Vertrauen. Bei Sascha genügte hierzu der Besitz von weißem Zucker.

Beim Tee wird der Russe gesprächig, gleichviel, in welchem Alter er sich befindet. Und nun kam die ganze Lebensgeschichte unseres kleinen Schwarzfahrers zum Vorschein.

Diese Lebensgeschichte war überraschend kurz. Denn Sascha war gar kein Greis von siebzig Jahren. Er zählte kaum vierzehn Sommer — wie der Russe so sagt.

Saschas Vater war Kaufmann. Er machte in Getreide. Das heißt: Er hatte in Getreide gemacht. Denn er war nicht mehr am Leben. Er fuhr mit der Hand unter dem Kinn durch, um den Hals, und dann geradewegs in die Höhe, so, wie man einem den Strang umlegt und dann aufzieht.

Das war also die Tatsache. Sie hatten Saschas Vater gehängt. Wir fragten nicht, wer. Wir fragten nicht, wann. Und wir fragten schon gar nicht, warum. Es war einfach eine Tatsache. Und die Menschen dort hatten sich daran gewöhnt, hinzunehmen, was auch geschehen mochte, und sich nicht über Geschehenem aufzuhalten. Denn sie hatten vollauf genug zu tun, sich ihr Leben von einem Tag auf den andern zu sichern.

Nach dem Tode des Vaters war Sascha der einzige Mann in der Familie. Von seinen fünf Schwestern waren zwei älter und drei jünger als er. Sie alle lebten mit Mutter und Großmutter zusammen. Und Sascha sorgte von nun an für alle, wie der Vater für alle gesorgt hatte. Ja — er war doch der einzige Mann in der Familie! Und die Frauen konnten doch in der jetzigen Zeit nichts verdienen. Schon — in den Städten, in Moskau, in Charkow, vielleicht in Leningrad, wo es viele Verwaltungen gab, bei denen die Frauen in den Büros mitarbeiten konnten. Aber bei ihnen, so weit weg von der Regierung, in so einem kleinen Städtchen auf dem flachen Lande, da gab es das nicht. Und darum sorgte er für die Familie, sorgte, so gut es eben ging. W i e gut es ging? Sascha zählte kaum vierzehn Lenze. Und er sah aus, wie ein siebzigjähriger Greis. Das kam vom Hunger, von der Not, von den Sorgen, von den Aengsten, vom Schreck.

Was Sascha jetzt trieb? Handel natürlich. Alle, die leben wollten, trieben jetzt Handel. Die Stoppelbärtigen und die Vollbärtigen, mit Lederstiefeln und Schaffellmützen, alle diese Männer, die eher wie Räuber aussahen, als wie Kaufleute, trieben jetzt Handel. Was früher ein Techniker, ein Ingenieur, ein Advokat, ein Lehrer, ein Professor gewesen war, war jetzt Kaufmann und handelte mit Butter, mit Zucker, mit Eiern, mit Früchten, mit Gänsen und Gänsefett, mit Möbeln und Stoffen, mit hunderterlei Dingen, die in Moskau nötig und nicht vorhanden, die in Odessa vorhanden und nicht nötig waren. Die Schwierigkeit bestand darin, die Dinge von dem Ort, wo sie aufgetrieben werden konnten, an den Ort zu bringen, wo sie nicht aufzutreiben waren — ohne daß diese Dinge auf dem Wege gestohlen, requiriert, konfisziert oder sonstwie dem jeweiligen Besitzer entwendet wurden.

Auch Sascha trieb also Handel. Er kaufte tief unten im russischen Süden, irgendwo in der Ecke zwischen der Wolga und dem Schwarzen Meer, Möbel zusammen und brachte sie nach Moskau. Sascha sagte, er «kaufe» die Möbel zusammen. Aber er kniff dabei die Augen.

Im Süden gab es damals viele ungebrauchte Möbel. Ganze Wohnungen, ganze Häuser, ganze Straßen, ganze Quartiere in den Städten standen verlassen. Die Menschen waren gestorben oder geflohen. Gestorben im Krieg, vor Hunger, an den Seuchen. Geflohen vor dem Krieg, vor dem Hunger, vor den Seuchen. Was nicht leicht mitzuschleppen war, hatten sie zurückgelassen. Möbel standen in den menschenleeren Räumen. Nutzlos — zwecklos. Die Möbel wurden von den Zurückgebliebenen gesammelt. Sie heizten sich ihre Wohnungen damit.

In Moskau aber war große Not an Wohnungen und an Möbeln. Alles war in die neue Hauptstadt geflüchtet. Von allen Enden Rußlands strömten die Menschen mit irgend einer Hoffnung nach Moskau. Wenn irgendwo — so mußte sich in Moskau noch leben lassen. Wohnungen und Möbel waren dort kaum aufzutreiben.

Das war die Konjunktur für Sascha. Er brachte Möbel nach Moskau, die er dort gegen Stoffe tauschte. Die Stoffe verkaufte er im Süden, wo sie rar waren. Und um seine Handlungskosten möglichst gering zu halten, zahlte er Fracht für seine Ware und fuhr selbst unentgeltlich im Zuge mit.

Und dieser große Kleinkaufmann war kaum vierzehn Jahre alt! Ernährte sich und sieben Frauen! Zu einer Zeit, da man in der Türkei die Abschaffung des Harems damit erklärte, daß heute kein Türke mehr imstande sei, für mehr als eine Frau zu sorgen!

Die Schule hatte Sascha nicht besucht. «Weil Revolution war und es keine Lehrer mehr gab.»

«Aber du kannst doch lesen und schreiben?» fragte ich mit dem unverhohlenen Staunen des verbildeten Europäers, der vom sechsten bis zum zwanzigsten Lebensjahr auf der Schulbank sitzt.

Saschas Antwort darauf lautete: «Lesen und Schreiben? Brauche ich nicht! Ich muß nur rechnen.»

Jetzt hielt der Zug wieder aufs Geratewohl an irgend einer unbekannten Station. Sascha nahm unsere Teekanne, um heißes Wasser zu holen, das es jetzt wieder an jedem Bahnhof in Rußland gab.

Inzwischen sind viele Jahre vorübergegangen. Ich weiß nicht, was aus Sascha geworden ist. Möglich, daß er noch lesen und schreiben lernte. Aber Sascha hat recht gehabt: Wenn einer in seinem Leben sich verrechnete, so hilft ihm alles Lesen und Schreiben nichts.

CLICHÉS JEDER ART
ZÜRICH Kanonengasse
GEBR. ERNI & Cie

Frauen, welche an Nervenschwäche

Hystero-Neurasthenie, nervösen Herzbeschwerden, Begleiterscheinungen u. Folgen d. Klimakteriums, Ausflüssen, Nervenschmerzen u. Nervosität leiden, schicken das Wasser (Urin) u. Krankheitsbeschreibung an das **Medizin- und Naturheilinstitut Niederurnen** (Ziegelbrücke). Gegründet 1903.
Institutsarzt: Dr. J. Fuchs.

Schaufenster im kleinen sind **illustrierte Inserate** die aber den Vorteil haben, die Ware einem weit größeren Publikum vor Augen zu führen.

JEAN GIONO
Vom wahren Reichtum
Umfang 240 Seiten mit 112 großen Tiefdruckbildern nach Photographien von Gerull-Kardas

Dieses Buch begleitet der Autor mit dem Ausruf: „Ich gebe das, was ich liebe, denen, die ich liebe. Damit jeder bei der Wanderung die gleiche Last im Rucksack trage. Der Freude entgegen!" Das Buch öffnet sich wie eine Landschaft. Ein Anhang mit großen Photographien wurde angeheftet, die dem Leser genau die Gegenden vermitteln, die der Autor erlebte, in denen er jenes Grollen des Dionysos vernahm, das er als Botschaft einer neuen Freude und einer neuen Freiheit den Menschen zu überbringen hat. Er wollte, daß die Menschen aus diesem Buch neuen Atem schöpfen, und er wollte, daß dies nicht durch das Wort allein, sondern diesmal auch noch durch das Bild geschehe. So ist der Bilderteil ein ebenbürtiger Teil, ein dem Buch nach dem Willen des Autors organisch zugehöriges Stück.

Morgarten-Verlag A.G.
Zürich

Ein Vogel, ein Vogel!

Buntfarbiges Gefieder, listige Augen und stolzerhobener roter Kamm: das ist der Glücksvogel der Interkantonalen und Landesausstellungs-Lotterie! Von allen Plakatwänden leuchtet weit sichtbar das bunte Kleid des Glücksvogels mit dem roten Kleeblatt auf der Brust. So wie das rote Kleeblatt im ganzen Land, an jedem Ort seine Wurzeln schlug, so fliegt jetzt der farbenfrohe Glücksvogel umher, um Tausende von Loskäufern glücklich zu machen.

15. April Ziehung

Groß war die Beliebtheit des roten Kleeblattes. So wird auch der Glücksvogel der Interkantonalen und Landesausstellungs-Lotterie innert kurzer Zeit der gesuchteste und begehrteste Vogel sein.

TREFFERPLAN:

1 TREFFER ZU FR.	50 000.—
1 TREFFER ZU FR.	10 000.—
2 TREFFER ZU FR.	5 000.—
3 TREFFER ZU FR.	3 000.—
5 TREFFER ZU FR.	2 000.—
50 TREFFER ZU FR.	1 000.—
100 TREFFER ZU FR.	500.—
300 TREFFER ZU FR.	200.—
400 TREFFER ZU FR.	100.—
900 TREFFER ZU FR.	50.—
6 000 TREFFER ZU FR.	20.—
30 000 TREFFER ZU FR.	10.—

Losbestellungen auf Postcheck VIII/11300 (zuzüglich 40 Rp. Porto) oder per Nachnahme beim Offiziellen Lotteriebüro der Interkantonalen und (Landesausstellungs-Lotterie, Löwenstr. 2, Zürich (Telephon 5.86.32. Max Dalang A.-G.). Barverkauf in den der Interkantonalen Lotterie-Genossenschaft angeschlossenen Kantonen durch die Filialen der Orell Füßli-Annoncen A.-G. und Publicitas A.G., bei allen Banken, sowie bei den mit dem „Roten Kleeblatt"-Plakat gekennzeichneten Verkaufsstellen und im Offiziellen Lotteriebüro.

Einzellospreis Fr. 5.—

INTERKANTONALE UND LANDESAUSSTELLUNGS-Lotterie